

We d'Mueter furt isch [Schluss]

Autor(en): **Balmer, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **13 (1923)**

Heft 33

PDF erstellt am: **19.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-643599>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

We d'Mueter furt isch.

© Jugeterinnerung vom Emil Balmer. (Schluß)

Am Namittag het der Godi i d'Bühne abe müeße ga Härddöpfel hade. I hätt o mit fölle, aber es isch mer nöie nid grad drum gsi u drum han i gseit, i sng müed. I ha gln gmerkt, daß ds Emmi öppis im Sinn het. Ds Kander-Rösi, sy Schuelfründi, isch ihm cho hälfe abwäsche u si hei uf Rude gha. Wo si fertig sy gsi, hei si afa hüßchele u gheimnisvoll tue. „Du, gang e chlei abe, gäll,“ het me mer befole. — Chüüt rächne, göb me da folget, we me merkt, daß men ein wott dänne ha! D'Stügen ab bin i, ja, aber nachhär tsifig wie ne Chäger hindere i ds Tenn, d'Sollerleitere uf, dür ds Bühneli düre u wider vüre uf d'Laube tüüßlelet. Zwüsche de Granium bim Chuchifänchter han i grad schön chöne inegwundere, was di zweu Meitschi gfuuschet hei. Was i gmerkt ha, hei si wölle Nidletäfeli mache, weder, si hei allwäg fei Nidle gha derzue. Si hei ömel en Ewigkeit drann ume gchloschteret, aber das Tanggelzүүg het nid wölle guet cho, es het ömel e zytlang na allem andere gschmückt, als na Nidletäfeli. Si hei du no mit Wasser wölle sächte, aber du isch es du ersch läß usheho. Wo's em ergächte bräntelelet het u di Meitschi mit Chelle u Gäh wi zweu sturmi Wäspi i der Chuchi ume gluret sy u ds Emmi i allem Schwaldere no e Chachle abeschlaht, bin i uf u dervo!

Jetz geisch e chlei zu de Bursch ga Spil mache, dänken i u ha gäg em Linnebaum use. Der Sänzer-Friggeli, der Chrutgasse-Röbeli u der Metzger-Milu sy scho dert gsi. „Hilfsch o Berstedlis mache?“ rüefe si.

„Ja!“

Du het Friggeli zellt: „Aene, däne do u du chasch go — äne, däne do u du so Milu, du muesch grad blinze.“

„Nei, i wott nid,“ han i reklamiert. I ha gmerkt, daß er bim Zelle bchüße het.

„Wohl du muesch, süsch chasch nid hälfe!“

„Nei, i blinze nid — chömet, mir wei doch lieber i Muurers Garte ga Wattewattewilewo mache, ds Lisa u ds Lúcie hälfe de o.“

Du wohl, du hei si mi usglachet:

„Meääääää — wattewattewilewo — das mache ja d'Meitli — äääääää Meiteler, Meiteler!“

„Daisch mir allwäg nid glnsch!“ Grad äxtra bin i jetz zu de Meitschi i vordere Garte u ha mi dert e schöne Rung prächtig vertöörlet. I ha ömel nüt dra dänkt, daß i heit sött ga Milu näh. — Aber es het o hie mit der Zyt Chrieg gäh. Di Meitleni sy wüeschit hinderenandere cho u ds Maneli u ds Friedn hätt enand bal ertschuppet. — I ha sälber nid rächt gwüht, mit welne dab i's söll ha. Schließlich han i mit em Lúcie e Sonderfride abgchlosse u bi mit ihm furt. „Chumm du mit mir,“ hüßchelet es mer i ds Ohr u nimmt mi oben yne — „weisch, gang nume nimmech zu däne Saupursch — ds Mani isch e Stolzbock u ds Söphu, das het ja einisch deheime Gald gstohle für z'schlade.“ — Das het mer's chönne, daß mer ds Lúcie so gflattiert het un i ha begrifflicherwys ganz für ihns Partei agnoh. Mir hei den andere no es schöns Grännmuul u di lāngi Nase gmacht u sy derna hinder Fielehauers Schüür ga Verchäufelis mache. Mir hei e Huufe Grasmutte usgchrisse u Bluemestöck gmacht drus, hei Härddöpfel, Brot u Weggali dervo gmacht u wñkes Sann druf gstreut — das het de fölle der Zuder sy. Chluni suberi Steinli hei mer gnoh anstatt Gald, us Zytroselibletter Papierseid gfabriziert, item, es isch hal einisch es ganzes Warelager un e Allwäldtade da gsi. Jetz hätti mer's chönne schön ha, aber, wi's öppe geit uf der Wält: d'Montsche chöu sälle lang im Fride z'fāme läbe, es wär halt vil z'schön; ds Rächthabere u ds Fāmedääre ligt ne halt eifach im Bluet.

„So, jetz wär i d'Verchäufere.“ seit Lúcie, wo mer fertig sy mit Rüschte — „was wünsch Sie?“

„Nei, das gilt nüt, i wott verchäufere, mir hei o ne

Lade deheime u dir nid — i wott der Chrämer mache — was sött sy?“

„O nei Milu, i wott chrämerle, süsch bin i taub...“

No es Cherli het dä Dispidach gwährt; wo-n-i gseh ha, daß Lúcie nid wott hinderabnäh, bin i ine Täubi ine cho u schlah der ganz Chrämerlade mit allne Härddöpfeli u Brötli u Bluemestöck zunderobe. Pösch himelchageli, wi het das Lúcie Neugli gmacht! Nes het mi agluegt, wie ne taube Papagei, het d'Finger gchrallelet — i ha gemeint, äs spring mer a Chopf. I der Angschicht schießen ihm e Hampfele Sann i ds Gesicht. Du wohl, du isch du Heu gnue abe gsi. Zersch hets e schuderhafti Gränne gmacht, het en ewigi Lāngi nzoje bis es fāsch blau worden isch, derna hets afa päägge, gar schuderschuderhaft.

„Weisch, i säge's de der Mamma,“ grännets, wo's äntlig wider zu Ate chunnt — „du bisch e Sau — Sau — Saubueh — du hesh afa chääre!“

„Nei, du!“

„Nei, nei, nei, nei...“

„Wohl, wohl, wohl, wohl, wohl...“

Da hets gheiße, weles gleitiger. Aber i ha mit myn guete Mundstüd das arme Lúcie gln überbrüelelet gha u als Sieger uf em Kampfsplatz blibe.

„I ghöre nüt, i ghöre nüt, ääääh!“ Es isch scho deheim uf der Laube obe gsi u het bedi Ohre vertha, wo's das brüelet het.

„Sautoggel, Sautoggel...“ Das isch ds Aend gsi vo üsem hätzleche Fründschafsbund! — Du bin i zu Hurnis i d'Husmatte. Dert het der jung Prinz gangglet. I nimen e Chnebel u haben ihm ne i ds Muul u springe mit em Hunn i der Matte ume. Ah, wi isch das luscchtig gsi! Dä Prinz het gchraftet u het mi völlig mitgchrisse. Gar schüklig het er gwouschet u gwoulet u zännet u gruret. Jetz han i der Städe no hööcher uf — du springt der Prinz undereinisch uf, schnellt mi i d'Hann u schiebt mit em Städe dervo. — Dä Chlupf, dä Chlupf! Zum zwoete Mal hüt e fettige grüslige Chlupf! — Wāgem Päckli, wo mer der Prinz gmacht het, hätt i ja no nüt wölle säge — es het frñli e chlei gschmürzt, aber das hätt me möge verwärche u hätt deheime chönne säge, mi sng umgeheit — aber, e myn Gott, öppis anders, öppis vil grüsligers isch mer halt du arriuiert gsi! Deppis wo-n-i eifach nid darf säge... Em Müeti wohl, dām hättis dörfte avertraue, aber das isch du halt leider Gottes furt gsi. — Tuufelig ha mi heizuegchliche, ha ging e chlei umegluengt, göb mi niemer gseji u bi zwüsche üsem Hus u Hurnis a ne Längelistei agläge. I hätt mer nid rächt traue abzhode.

„Wo stecksch du eigetlig o ging?“, rüeft ds Emmi oben abe, „warum bisch nid cho Milch näh — chumm jetz use!“

„Ja, i wott nume no luege, wi si d'Chüe tränke —“

„Aeh, la gseh, chumm!“

„Wenn chunnt d'Mueter hei?“ Ganz verdächtlich lieb u zahm han i das gfragt.

„Em sibni, warum?“

„E nume süsch — was isch für Zyt?“

„De gln sächsi — i mueß jetz ds Znacht übertue“ — dermit schießt es i sym wñke Schurz hochwichtig i d'Chuchi ine. —

Ah, es isch mer so eländ gsi! E so grüslig schwär! — E so ne Chummer, wo chamene besser ablade als bim Müeti? Wo geits ringer, ds Härz usz'schütte, als im Fürtelchok vom Müeti! —

„Ich jetz no nid gln sibni?“ han i ds Emmi wider gfragt, wo's mit em Chessel zum Brunne springt.

„Du bisch jetz o ne Stürmi, was isch o mit der?“

„I bi drum e chlei müed!“

„So hoch doch ab u lyr nid ging dert um dä Stei um.“

„I... i... i cha eso o leue!“

Alls, was um mi um gangen isch, isch mer glnsch gsi. „We nume um der Zufiggottswille d'Mueter gln hei chäm!“ hani i afa bätte.

„Ds Ferdi-Grittli isch ga Milch reiche. „Chunnsh o mit mer i d'Chäferi?“ fragts mi. „Nei, i mueß deheime blybe,“ han i zur Usred gha. U doch wär i so gärn mit ihm gange! Der Godi isch vo der Bühne zrugg cho. „Lue da,“ seit er u zeigt mer e schöne Schmätkerling.

„Ja, es isch e schöne,“ machen i, aber i ha mi nid vom Blaz verruehrt. Em Godi isch es allem a ufgefalle, daß öppis nid im Blei isch: „Pfüderle doch nid eso dafume, wi we de-n-i d'Hose gmacht hättisch,“ lachet er.

„E herrjeses im Himmel — gheht me mer's de eigetlig a?“ han i ghummeret u ha mi i där trostlose Verfassig vom Tängeliste ewäg i Chällerhals abe glüchtet.

„Miggeli, wo bisch?“ rüeft d'Großmueter uf der Lauben obe. Aber i ha nid Bsheid gäh. Mns Uebermuetli isch ghörig abkuehlt gsi syt em Morge. Jez han i gha für ds Erchlüpfe, ja wäger! I ha gmerkt, daß es doch öpper git, wo i alls ine gheht u nüt ungestraft düre laht. I hätt halt d'Großmueter nid so däwäg solle ine Schrede jage, hätt nid sölle chääre mit de Purisch, hätt em Lütie nid sölle Sann i d'Auge schieße. Das han i ugseh u drum han i gluegt, mns Unglück a luege u aznä, für ne grächti Straf vom Himmelvatter. — U der lääre Surhabisstanne han i däwäg Trüebjal blase — bis äntlig, äntlig d'Mueter isch heicho. —

„Ds Emmi het sofort gseit, daß es e Chachle verheit het — sjs Gwüsse isch dermit wieder erliechteret gsi — aber mir, mir isch es di längerji Schwärer worde um ds Härz. „Meh, humm nimm mer doch öppis ab,“ seit d'Mueter zue mer, wo si d'Stägen ufsummt.

„I weiß nid was ihm fählt, är het öppe füzg Mal gfragt, göbs nid gly sibni sygi,“ rätschet ds Emmi.

„E, är wird dank glüchte nam Bärn-Bumerli — lue, was han i äch da drinn?“

I ha allem a no eländer usgseh u ds Bläare isch mer zworderisch gsi.

„Los Bueb, was fählt dir?“ fragt jez d'Mueter ganz ärnscht u luegt mi a.

Jez hets müesse gseit sy.

„E nüt... i... i ha's halt... niemerem dörfe säge... i cha nüt derfür...“

„Aha,“ seit si halb taub, halb lächerlig, „jez weiß i worüber, humm u d'Laube hindere... mir wei luege, was das für ne Zueversicht isch!“

„Du bisch drum furt gsi —“ pläären i jez ganz lut use — aber wi d'Eräneli sy cho z'laufe, hets mer afa liechte.

D'Mueter het allwäg gmerkt, daß es mer schuderhaft leid isch u daß i grüehrt bi bis i ds innerst Härzli ine — si het ömel nüt balget.

Was du no nachecho isch, bruuchen i dank nid ds länge u ds breite säge. I weiß nume no, daß es mer du der sälb Abe no einisch ume gwohlet het u daß i du ds Bern-Bumerli trotz allem glych no übercho ha!

Die Post in der guten alten Zeit.

Von Karl Erny.

Die Politik unserer Post erinnert merkwürdig an die des „Aufgeklärten“ 18. Jahrhunderts, da man noch nicht im „Zeichen des Verkehrs“ stand und ein Brief immerhin noch ein Ereignis bedeutete, von dem die ganze Familie an der Familientafel sprach. Friedrich der Große hatte freilich kein Defizit an seiner Postverwaltung zu verzeichnen, denn dazu war er ein ganz ausgezeichneter Rechner. Aber in seinem Budget fehlte er eine bestimmte Summe ein, nämlich 1,300,000 Taler und so viel mußte die Post einbringen, und wenn in einem Monat nicht bereits der entsprechende Teilbetrag abgeliefert werden konnte, so erhöhte er schnurstraks die Portosätze, um auch bei einem entsprechenden Rückgang des Verkehrs das voranschlagte Geld zu erhalten. Die Post war für die Regierungen des 18. Jahrhunderts nur ein „fiskalisches Institut“, wie die Domänen, die ge-

waltige Bedeutung volkswirtschaftlicher und kultureller Art hatte man noch nicht erkannt und das „viele Briefschreiben“ galt damals als ein „überflüssiger Unfug“ oder als ein „himmelschreiender Luxus“, wie der alte Dessauer selbst einmal auslagte. Die Früchte dieser unaufgeklärten Politik sind daran zu erkennen, daß es beim Tode des „alten Fritz“ in ganz Berlin sieben Briefträger gab, immer einen auf damals 21,400 Einwohner.

Dabei war es immerhin schon besser als im 17. Jahrhundert, wo nur die hohen Fürstlichkeiten sich ihre eigenen Briefboten leisten konnten und die öffentliche Post so schlecht bediente, daß man sie lieber wenig benutzte und auf die Gelegenheiten paßte, wo Kaufleute, Metzger und Reisende über Land fuhren. Nach dem dreißigjährigen Krieg waren die Männer dann so knapp geworden, daß die Post nur noch durch „Briefmägde“ besorgt werden konnte, die aber der Vorsicht halber — recht häßlich sein mußten. Wo Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ die in seiner Jugendzeit aufkommende Briefleidenschaft behandelt, da führt er als Gründe für dieses erste Aufblühen der Briefkultur die „durchgehende Schnelligkeit der Laxischen Posten, die Sicherheit des Siegels und das leidliche Porto“ an. Diese Auffassung ist allerdings mehr als bescheiden und es wird noch ganz anders bei uns kommen müssen, bis sich in der Zukunft die Vergangenheit vor 150 und 100 Jahren wiederholt. Von der Langsamkeit der damaligen Postverhältnisse müssen wir freilich ganz absehen, sie ist heute durch die Eisenbahnen, Autos und Telegraphen aufgehoben. Aber über das teure Porto wurde schon damals bitter geklagt und wie wir auch heute wieder klagen, so stand es auch zu jener Zeit. Briefmarken gab es bis weit ins 19. Jahrhundert hinein nicht oder nur selten. Der Betrag mußte in bar am Postschalter bezahlt werden und für die Berechnung des Portos gab es aber sehr verwickelte Taxen, da es sich nach der Meilenzahl in vielen Abstufungen steigerte.

Ebenso schwierig wie das Befördern war das Expedieren des Briefes. Da es mit der Maschine hergestellte Umschläge und Couverts noch nicht gab — die betreffende Maschine wurde erst im Jahre 1851 erfunden — so mußte man es in der Schule lernen, wie aus einem Bogen Papier ein Briefumschlag gemacht werden kann. Das war eine recht mühselige Arbeit, der man sich denn auch nur bei wichtigen Briefen unterzog. Gewöhnlich ließ man die vierte Seite des Bogens frei, die dann beim Zusammenfalten des Papiers als Umschlag diente.

Zum Schließen des Briefes benützte man den Siegellack und die Betschaft. Dann mußte der Brief an die Post getragen werden, aber nur an bestimmten Tagen wurden Briefe nach bestimmten Ortschaften befördert, man mußte also immer den jeweiligen Posttag abwarten. Deshalb spielte der „Posttag“, wie man ihn nannte, in den Briefen der klassischen Dichterzeit eine wichtige Rolle. „Sie müssen keinen Kalender haben, der Ihnen richtige Posttage angibt,“ schreibt Eva König an Lessing, „denn alle Ihre Briefe laufen länger als sie sollten.“ Ein verabsäumter Posttag zog immer ein paar andere nach sich. Davon hat sich noch heute die alte Redensart „einen Posttag zu spät“ erhalten.

So war das Schreiben des Briefes wirklich ein Ereignis, zu welchem man sich umständlich vorbereiten mußte und das man zur festgesetzten Zeit ausführte, wenn man den Zweck erreichen wollte. Aber ein noch größeres Ereignis war das Empfangen des Briefes. „Die Langwierigkeit und Kostspieligkeit des Postverkehrs übte natürlich ihren Einfluß auf das Briefschreiben aus,“ erzählt Otto Bähr in seinen interessanten Erinnerungen an das Leben in einer Kleinstadt ums Jahr 1824. „In kaufmännischen Kreisen wurden schon damals ziemlich viel Briefe gewechselt, aber im allgemeinen war der Verkehr gering. Dafür kann folgendes als Zeugnis dienen:

Sah man abends im häuslichen Kreise um das brennende Talglüh, so bildete sich mitunter an dem Dach